Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 38 (1933-1934)
Heft: 17

Artikel: Wanderjahre [Teil 1]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-312926

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wanderjahre.

Wir schildern hier alle zwölf, wie sich unser Leben seit der Schule und in der Unbill der Arbeitslosigkeit gestaltete. Ich freue mich schon sehr auf die Aufzeichnungen meiner unbekannten Kolleginnen. Man wird Schicksalsgemeinschaft und Mannigfaltigkeit der Lose entdecken.

Nun stehe ich glücklich im zwölften Jahr meiner Arbeitssuche. Wenigstens verschafft es Menschenkenntnis, vielleicht sogar etwas Lebenserfahrung, freilich auf recht kostspielige Art. Ich darf jetzt zwar dem Schicksal keine Riegel schieben, aber sagen muss ich schon, dass mir eine Neuauflage von dutzend derartiger Wanderjahre nicht erwünscht ist! Man gerät unversehens doch eben in die Phase, wo der Aufbauwille dominiert, und wo man irgendeiner Sache mit gesammelter Seele dienen möchte. Diese « Sache » ist für mich längst kein abstraktes Ideal mehr. Das Leben selber ist vielleicht die « Sache ». Und es sorgt schon dafür, dass die Liebe zu ihm jene Illusion von Ideälchen und Ideologien verdrängt.

Ich beginne mit der sagenhaften Vorzeit meiner Irrfahrten, der Zeit gleich nach dem Seminar. Denn so wie alles ineinanderhängt und zusammenspielt und das Leben sich aus tausend Teilchen schafft, so muss man doch wohl am verhängnisreichen Anfang beginnen. Jene Zeit stand als direkte Seminarwirkung etwa unter folgenden Zeichen: Masslose körperliche und seelische Erschöpftheit, ein unbestimmtes aber riesengrosses Grauen vor der — verekelten Schule. Das kann gut anfangen!

Trotz dieser Misere begann ich unverzüglich, mich auf Ausschreibungen hin zu melden. Ich tippelte von einem Schulinspektor zum andern und bekam auch gleich das Leit- und Leidmotiv der kommenden Jahre zu kosten, das, was nachher zum Refrain wurde und sich hemmend vor alle weiteren Versuche schob. Sie sagten, ich brauche doch keine Stelle, ich könne Haustöchterchen sein! — Und sechs Jahre dauerte es, bis ich mir zum erstenmal aus Notwehr erlaubte, gegen diesen unsinnigen Verdacht des Reichseins Sturm zu laufen. Resultat: Ungläubiges, besserwissendes, spöttisches Kopfschütteln, Augenzwinkern, Handerheben. Man hat seine Meinung, und die ist festgelegt. Was will ich da im guten alten Helvetien? Sie haben zu wenig Sturm erlebt, diese Leute! Auf unsern konkreten Fall angewandt: Hatte der Urahn seinerzeit Geld, so soll die Urenkelin Haustochter spielen, bis zum Vergrauen. Heute amüsiert mich die Geschichte, und es fällt mir auch nicht ein, den Leuten, die mir durch ihre Beharrlichkeit das Leben verbitterten, irgend etwas vorzuwerfen. Man muss wahrscheinlich zuweilen durch die verbohrten Trugvorstellungen der Umwelt vor grossem Unheil bewahrt bleiben.

Es dauerte zehn «knorzige» Monate, bis ich's auch nur zu einem Début brachte. Die erste — viertägige! — Stellvertretung. Was mir von dorther als Fühlbarstes in Erinnerung bleibt, ist der Fussboden im Dorfschulhaus. Man schaukelte wie auf Meereswogen. Ueber hundertzwanzig kleine Holzschuhe klapperten. Ich fühlte mich in doppelt- und dreifachem Sinne auf Wogen.

Die drei nächsten Stellvertretungen standen unter keinem guten Stern. Die ersten zwei machte ich an dem Ort durch, wo ich selbst zehn Jahre lang die Schulbank gedrückt habe. Vom Seminar her steckte eine Krankheit in mir, der nur noch die Kraft zum Ausbruch fehlte. Aber sie sandte Vorboten in Form von grösster Müdigkeit und gesteigerter Nervosität. So sehr ich die Kinder liebte, der Lärm frass mich auf, und weil ich sehr jung war, machte er mich

konfus, statt dass ich Ordnung hineinbringen konnte. Ich hatte auch keine Ahnung von einer Arbeit in der Masse. So kam ich mir in der Schulstube recht ausgeliefert vor. (Ich trug damals schon kurzgeschnittenes Haar; es war noch in der Vorzeit des Bubikopfs. Das veranlasste einen hellen Buben zu dem Salomonrat: « Dir müesset längi Haar ha, Lehrere, süsch meine d'Chind, Dir siget es Meitschi! »)

Das Gefühl der Steuerlosigkeit wurde am ersten Morgen dieser ersten Stellvertretung in meiner Heimatstadt so stark, dass ich die Kinder lärmen liess, soviel sie nur wollten. Und gerade da brach Damenbesuch herein. — Vertrauensvoll wie ich war und da ich ohne weiteres an die Güte der älteren Menschen glaubte, sah ich nichts Schlimmes, ahnte jedoch etwas. Erst viel später kam mir die Deutung für mein sonderbares Ahnen. Die Gute, die in der übermütigen Klasse erschien, verabschiedete sich nach kurzer Zeit und wusste nichts Besseres zu tun als schnurstracks ein Mitglied der Schulbehörde zu bestürmen, die Stellvertreterin sei aus dem Lehramt auszuschliessen. Und wenn eine auf diese Weise schon ausgeschlossen wird, so vollzieht sich das höchst anonym, als Unterminierung um so wirksamer.

Die zweite und dritte Herrlichkeit ging ebenso rasch zu Ende. Und zu Ende gingen die Dukaten. Sie waren in Zeugnissen, in Vorstellungstournees und anderen Spesen draufgegangen. Im Anfang aber waren sie mir wie ein phantastisches Vermögen vorgekommen. Und grössere Summen auf einmal habe ich ja auch seither nicht mehr erlebt.

Ich schwitzte im Hochbetrieb der Stellensuche, noch immer ohne Wissen, dass mir mein « Renommee » von vornherein alles verhagelte. Meine früheren Mitschülerinnen traf ich meist nur noch in Gestalt von Rivalinnen bei Schulpräsidenten.

So ist schon der Herbst 1923 da. Ohne die geringste Arbeitsaussicht. Am einen Ort war man zu jung, am andern zu dünn, am dritten zu stolz, am vierten zu sanftmütig, und am fünften sollte eine Lehrerin vor allen Dingen weissen Wein beissen, was natürlich über mein Vermögen ging. Offengestanden graute es mir auch vor dem schwerfälligen Nachwuchs in dieser Ortschaft.

Einen Haken hatte die Sache immer. Das Zweigespann der üblen Nachrede stellte sich überall in die Quere, erstens das Märchen vom Reichsein, und dann das angestrebte Schulverbot der erziehungsbeflissenen Dame in X. Diese beiden Dinger waren an sämtlichen massgebenden Stellen protokolliert und zu jederzeitiger Anwendung gut in Essig aufbewahrt. Wenn ich mehr Talent zum Verfolgungswahn hätte, nun, so wäre das eben schlimm herausgekommen. Ein drittes Ungeheuerchen liess nicht lange auf sich warten, das war die Krankheit. Es wurde ebenfalls protokolliert — und als ich endlich diese hübsche Drei in meinem Bewusstsein vereinigt sah, mussten meine Bewerbungen natürlich nicht mehr frisch-fröhlich-frei ausfallen. So war es ganz in Ordnung, dass ich keine Arbeit erhielt, denn wie du in den Wald rufst, so tönt es zurück.

Die dritte schlimme Stellvertretung, und vierte im ganzen, kam im Herbst 1923. Die Landesgegend war zum Trübsinnigwerden. Es herrschte eisigkalter Winter. Ich war in einer Wirtschaft einquartiert, wo immer alle Türen offenstanden und kein Mensch schlafen konnte. Bei Bauern gab's keinen Platz mehr. Das Zimmer hatte keinen Ofen, der eiserne Gartentisch darin keine Decke. Die Hände waren voll Frostbeulen. Ab und zu wärmte ich mich bei der Wirtin am Herdfeuer. Sie war eine feine Frau, aber immer schwermütig, was mich sehr

bedrückte. Das Schlimmste aber, — die Hauptsache, die Schule selber! Hier nun glaubte ich, einfach vollkommen stumpfsinnig zu sein. Ich sagte das einem Lehrer. Er riss seine Bollaugen auf und fragte, ob ich denn nicht wisse, dass ich im elendesten Kaff des Kantons sei, dort wo die Buben sich rechts und links ans Strassenbord stellen und in die vorbeisausenden Autos spuken? Ich aber quälte mich weiterhin und glaubte, alles liege an meiner Unfähigkeit. Als Weihnachten kam, versuchte ich, in den Kindern doch wenigsten eine Ahnung von Festlichkeit zu wecken. Ich trabte durch das Schneegestöber in aller Frühe zum Schulhaus und schmückte das Zimmer mit Tannzweigen aus. Nun aber hatte ich mich wieder verrechnet und musste auf Tod und Leben wehren, damit sie sich nachher nicht mit den Tannzweigen durchwalkten. Das Bäumchen, das ich aufgestellt hatte, pufften sie herunter. Ich kam gar nicht dazu, die Kerzen anzuzünden. Im Prügeln bestand für sie nun einmal die Weihnacht. St. Nikolaus prügelte das Christkind, das Christkind prügelte die Kinder, die Kinder prügelten St. Nikolaus. Schluss damit. (Forts. folgt.)

Film und Jugend.

Unsere moderne Jugend lächelt manchmal darüber, dass sie so sehr problematisch sein soll und dass sich alle möglichen Institutionen und Kategorien von Menschen mit ihr und ihrer Problematik beschäftigen. Wohin man hört — Jugendfragen werden von den verschiedensten Gesichtspunkten aus diskutiert und behandelt. Auch der Film, der einst so vielgelästerte — weil er durchweg alleroberflächlichste Kost bot, die recht sehr an der Grenze des Kitsches stand, rückt nun, da sein Aufgabenkreis sich gewandelt hat und auch ihm rückhaltlos Anerkennung zuteil wurde, dem Interessenbereich der Jugend näher, das heisst er soll zu einem Teil systematisch auf die Jugend einwirken.

Diese Einwirkung kann mannigfacher Art sein, wie aus dem nachstehenden erhellt. Von seinen Aufgaben als Lehrfaktor innerhalb des Schulunterrichts soll hier nicht die Rede sein, weil die eventuelle Eingliederung des Lehrfilms in den Unterricht mit der allgemeinen Passion der Jugend, die Lichtspielhäuser zu besuchen, nichts zu tun hat, da die Form des Schulfilms ohnehin unter Aufsicht steht und ergänzenden Lehrstoff behandelt.

Uns interessieren vielmehr die Fragen, die in die Freizeit der Jugend hineinreichen, in Stunden, in denen sie sich entweder selbst überlassen ist oder zum mindesten in ihr oder der Erziehungsberechtigten Ermessen gestellt ist, was sie auf sich einwirken lassen will. Wir wissen alle noch aus eigener Erfahrung, dass selbstverständlich die Filme, zu denen « Jugendlichen unter vierzehn Jahren der Zutritt verboten » war, die grösste Anziehungskraft hatten und dass man mit allen möglichen kleinen Listen versuchte, dennoch von der verbotenen Frucht — gerade um ihres Verbotes halber — ein klein wenig zu naschen. Das waren doch selige Zeiten, als man die Eingangstür ohne zu grosse Schwierigkeiten voller Erwartung passieren konnte und sich ins Fäustchen lachte, dass man doch einmal wieder bewiesen hatte, dass man zur Not auch als Erwachsenes durchgehen könnte. Das alles ist nun lange, lange vorbei — vorbei für immer! Die Filmzensur entscheidet darüber, welche Filme unbedenklich für Jugendliche zugelassen und welche ihr vorenthalten werden sollen, damit sie charakterlich, moralisch und seelisch keinen Schaden nimmt.